

Das erste philharmonische Concert und der erste Quartettabend der Herren Kofis, Siebert, Bachrich, Hummer brachten gleich einige Neuigkeiten auf den Plan. Da war einmal eine Serenade von unserem lebenswürdigen Meister Robert Fuchs, und zwar für volles Orchester, nachdem ihre vorhergehende Schwefel schon eine Verstärkung des Streichorchesters durch zwei Hörner aufgewiesen hatte. Es ist eigentlich eine Gelegenheitscomposition für Johann Strauß-Freier mit der musikalischen Widmung im letzten Satz. Wie ergiebig die dort verwendeten Balzertönen (Nr. 1 aus „Du und Du“) sind, hat auch eine schon vor längerer Zeit über den Fledermauswalzer komponierte Clavier-Paraphrase von Eduard Schillt recht artig bewiesen. Zwar nicht neu, aber hier noch nicht gehört war ein Sittich aus Smetana's symphonischem Kranz „Mein Vaterland“, das die Thaten der Amazonin Sárka zum Gegenstande hat. Auch hier ist Smetana ursprünglich in Erfindung von Melodie und Klangfarbe. Sein Landsmann Anton Dvořák entfaltet in America eine sich womöglich steigende schöpferische Thätigkeit. Da kann es nun nicht ausbleiben, daß manches mit unterläuft, was bei aller Verfeinerung der angewendeten Kunstmittel durch die Dürre der Gedanken und durch Mangel an Steigerung und echter Leidenschaft den Hörer kalt läßt und schließlich ermüdet. So war es der Fall mit der Phantastie für Clavier, Geige und Violoncell, welche den Namen „Dumky“ führt und so wenigstens in löblicher Weise ihre specifisch slavischen Gehalt gleich außen anklündigt. So herrlich wir uns auf die durch die Philharmoniker angeführte Aufführung von zwei seiner neuen Ouverturen freuen, so wenig konnten wir dem Trio Geschmack abgewinnen, und ich glaube, auch einer englischen Concertgebäude möchte da schließlich der Haß genossen sein. Einige überraschend hübsche Klangwirkungen konnten daran nicht viel ändern. Diese aufs feinste herausgearbeitet zu haben, ist das Verdienst der Mitwirkenden Fr. Baumayer, Herren Kofis und Hummer. — Was sonst noch in beiden Concerten gespielt wurde, waren bekannte Dinge. Ueber das Wie ihrer Aufführung wird gelegentlich in zusammenhängender Weise noch einiges zu sagen sein.

r - sch.

Bücher.

William Prough: The natural law of money. 168 S. G. P. Putnam's Sons, New York und London 1894.

In leicht fasslicher und knapper Darstellung legt Verf. zunächst das Wesen und die Entstehung des Geldes auseinander. Die Functionen des Geldes werden von der Zeit des Übergangs der Natural- zur Geldwirtschaft bis zur Epoche des modernen Clearingverkehrs unterrichtet. In dem Capitel über Fimetallismus und Monometallismus weiß V. in überzeugender Weise nach, daß der von der amerikanischen Silberpartei beabsichtigte Übergang zur Silberwährung einen sofortigen nationalen Capitalsverlust von zwei Millionen Dollars zur Folge hätte, der aus der 40%igen Entwertung der nicht aus Gold bestehenden oder auf Gold lautenden Umlaufsmittel und der Bankdepositen allein sich ergeben würde. Dabei sind andere Schuldforderungen nicht berücksichtigt. Nicht Vermehrung der Reichthümer, von der die Silberfanatiker fabeln, sondern eine weitere Zunahme der Ungleichheit in der Gütervertheilung wäre die nothwendige Consequenz des Preisgebens des Goldhandels. Nach detaillierter Aufzählung aller monetären Sünden, die in den Vereinigten Staaten seit der Colonialzeit begangen wurden, wird auf die Währungsunterchiede der Weltinsysteme in Canada und den Vereinigten Staaten näher eingegangen. Die Vorzüge des Canadischen Geldwesens bringen es mit sich, daß Canada, obgleich es eine englische Colonie ist, vom Londoner Geldmarkt weit weniger abhängig, als die Union. Vortrefflich ist die den Abchluß bildende Geschichte der „hoarding panic“, der durch allgemein um sich greifende Thesaurierung verursachten Geld- und Creditkrise des Juli 1893. Proughs Schrift bietet eine würdige Fortsetzung und Ergänzung der vor zwei Jahren erschienenen ausgezeichneten Arbeit F. W. Taussigs über „The Silver Situation“.

Adolf Neumann-Doser: Depositengeschäfte und Depofitenbanken. Theorie des Depofitenbankwesens. Leipzig 1894. C. F. Winter'sche Verlagshandlung.

Diejenigen, welche sich mit dem Depofitenbankwesen beschäftigt haben, werden aus dieser Arbeit in der Hauptsache kaum etwas Neues erfahren: für Vervollständigung ist sie zu breit, auch enthält sie trotz ihrer 231 Seiten weder eine Geschichte, noch eine Statistik der Depofitenbanken. Wenn der Autor seiner mit großem Fleiß verfaßten Schrift, sowie er dies in Aussicht stellt, einen geschichtlichen und statistischen Theil folgen läßt, so wird er sich nur mühen, wenn er sich der größten Kürze befleißigt und sich auf das Nothwendigste beschränkt.

Ernst Kosmer: Königsfinder, Ein deutsches Märchen in drei Acten. Berlin, S. Fischer, Verlag, 1895.

Frau Ernst Kosmer-Bernstein in München, die Verfasserin der Dramen „Die Drei“ und „Dämmerung“ und der Novellensammlung „Madonna“, hat den Ehrgeiz des räthselhaft großen und unantastbaren Künstlerhums. Das fällt ihrem Leser vor allem auf. Jede Zeile, die sie mißheißam und sorgfältig geschmiebelt hat, drückt das feste Streben nach einer überlegenen und unzweifelhaften Meisterschaft aus, und schon in ihrem Erstlingsdrama hat sie das Idealbild der von ihr ersehnten Künstlerin gezeichnet, die aus einer spielenden, atrobatischen Kraft der Seele heraus ihre unvergänglichen Werke schafft. Diese Künstlerin heißt dort Sassa, und ihr Meisterwerk heißt „Königsfinder.“ So heißt auch das jüngste Bühnenwerk der Frau Kosmer. Bisher hat sie immer nur gezeigt, wie sie an ihren Erlebnissen zur Künstlerin emporgewachsen ist. Das Sujet mußte sich immer um den einen, ihr nahe verwandten Frauentypus drehen. Jetzt aber füllt sie sich als Dichterin, jetzt will sie Meisterwerke bloß aus dem fülligen Reichthum ihres Könnens schöpfen. Jrgend ein seltener Lieblingsgegenstand, eine gleichgiltige, möglichst beschränkte Fabel und ein stimmungsvoller Bilderwechsel, — das ist ungefähr die Welt, welche Frau Kosmer mit richtigem Instincte gewählt hat. Das einfache, ganz nach außen verlegte Sujet braucht eben derjenige, der demselben als bewußter, überlegener Meister gegenübersehen will; und es ist darum auch sehr bezeichnend, daß Fr. Kosmer in ihrer jüngsten Schöpfung auf das Märchen zurückgegriffen hat. Märchen erzählt man ja am liebsten den großen und kleinen Kindern, wenn man auf dem Boden der reinen, gewissermaßen objectiven Kunst bleiben will, auf dem die kostbarsten, aber stets verschwiegene Gedankenblumen aufbrechen; zu diesen gehört auch die Vorstellung von den Adelsmenschen, den geborenen „Königsfindern“. Da ist das Gänsemädchen, von dunkler Abkunft, das im drückenden Dienste der bösen Waldbere steht. Und da ist der Königssohn, der vom Throne steigt, über die Berge klettert und dem Gänsemädchen die Krone aufs Haupt setzt. Von den dummen Menschen vertrieben, ziehen die Königsfinder in den Wald, frieren, hungern. Sie essen das vergiftete Brot der Hexe und sterben einen gemeinsamen Tod. Finis. Wenig Handlung und wenig Menschen, aber sehr viel Stil und sehr viel künstlerische Form. Das liegt so in der Eigenart des Märchens und in der Absicht der Dichterin. Aus der fein manicierten weiblichen Mittelpunktsgestalt ihrer früheren Sünde ist hier der stilifizierte Typus des prächtigen Königssohns geworden, wie ihn das Märchen liebt, und etwa von der Gestalt, die Franz Stuck seinen Knaben zu geben pflegt; mit den geschmeidigen Körperlirnen, mit den mädchenhaft feinen und geistreichen Gesichtszügen, mit den schwarzen Augen, die so hell und lebhaft blicken. Aus den Seelenkämpfen sind die naiven äußerlichen Gegenätze, aus dem Dialoge à la Hauptmann sind übrigens ungemein hübenfähige Verse geworden, die an die Art Richard Wagners erinnern. Die künstlerische Form war diesmal eben das einzige Problem, das sich Frau Kosmer gestellt hat.

A. M. Kossow.

A. M. Kossow: „Sphinx Amor.“ Novellen. Dresden und Leipzig. C. F. Weyersche Verlag, 1894.

Dieser etwas pretiose, dabei immerhin blendende Titel dient einer Sammlung Novellen zum Anhängelich, von denen die nennenswerthen als belletristische Bewertung einzelner Spielarten aus Kraft-Eingigs „Psychopathia sexualis“ am ehesten zu kennzeichnen wären. Zwei Jahre früher erschienen, hätten sie Nordaus „Entartungen“ um einen Abschnitt bereichert; ein wahrer Schulfall wäre Kossow für diesen falschen Apffel ge-

Man schreibt uns aus Berlin: Der Hamlet des Herrn Rainz, den ich neulich im Deutschen Theater sah, ist für mich ein großes Ereignis. Ich habe manchmal Hamlet über die Bühne gehen sehen, aber bei allen Verschiedenheiten im Einzelnen kann ich sie gut in zwei Gruppen bringen. Die einen waren von so nervöser Leidenschaftlichkeit, daß man nicht verstand, wie sie nicht einfach brutal zuschlugen, die andern von so langweiliger Fischblütigkeit, daß man ihnen nicht glaubte, daß sie nur an's Zuschlagen dachten. Alle miteinander aber declamirten und waren nichts weniger als Prinzen. Herr Rainz gehört zu keiner der beiden Gruppen, und deshalb war er für mich der erste echte Hamlet, der erste, der mich den Conflict mitteilen machte. Es ist wunderbar, wie er uns in dem unseligen Mann, den wir sehen, den Hamlet noch ahnen läßt, der einst war: den lebenswürdigen, etwas empfindsamen und sehr geistreichen Prinzen, der in allen Uebungen des Körpers und des Verstandes gleich erfahren ist, und der, verwöhnt durch die Liebe der Eltern, der Freunde und eines schönen Mädchens, niemals Gelegenheit fand, den Willen zu fühlen. So ist dies Königstuch der Seele bei ihm schwach und krank, unfähig, seine Functionen auszuüben, da nun seine Lage es verlangt. Und er hat das klare Bewußtsein von dieser Krankheit und daß sie unheilbar ist. Aber doch kämpft er verzweifelt gegen sie an, sein Verstand und sein Gefühl sind ja gesund und treiben und spornen ihn immer von neuem zu diesem Kampfe. Und jeder Mühsal stürzt ihn in immer tiefere Selbstverachtung. Er unterliegt, denn er rächt am Ende nicht den Vater, sondern die Mutter und — sich selbst. — Bei einem neuen Werke hätte ich nun die Aufgabe, im Einzelnen zu zeigen, wie jeder Zug des Dramas sich zwanglos in diese Auffassung fügt, wie alles, was sonst Darsteller des Hamlet von Fall zu Fall zu spielen pflegen, nun als nothwendige Aeußerungen einer Persönlichkeit erscheint. Die Shakespearsche Tragödie ist bekannt genug, daß ich diese Folgerungen zu ziehen jedem überlassen kann. Scenen, die sonst scheinbar ganz aus dem inneren Zusammenhang fallen, weil sie über den gegenwärtigen Hamlet nichts sagen, wie der Anfang der Unterhaltung mit den Schauspielern, gewinnen ein höchstes Interesse, weil sie uns den früheren Hamlet zeigen. Und um im Gegensatz von etwas mehr Aeußerlichem zu sprechen: zum erstenmale empfand ich die Aufforderung des Königs, Hamlet solle mit Laertes sechten, nicht als unnatürlich.

Fritz Stahl.

Ein Deficit von dreizehntausend Gulden — das ist das Ende der internationalen Ausstellung im Wiener Künstlerhause. Man kennt die Schuldigen. Es konnte bei dieser künstlerisch und geschäftlich unverantwortlichen Leitung nicht anders kommen. Nach der Versammlung der Genossenschaft, wo man hoffentlich Zahlen reden lassen wird, wird es an der Zeit sein, das zu verhandeln. Jetzt gilt es, das Deficit zu decken. Das ist schließlich keine so große Kunst. Die Künstler haben viele Mittel. Sie brauchen nur sich zu thun, was sie oft genug für andere gethan. Ein Fest, eine Auktion — und die paar tausend Gulden sind da. Aber da liest man plötzlich, daß die Gräfin Kielmanegg sich entschlossen hat, die Summe durch milde Spenden von Wiener Frauen aufzubringen, von fünf Gulden aufwärts. Es ist möglich, daß die Dame, die in ihrer Manie, um jeden Preis bekannt und immer genannt zu werden, so humanitäre Derteluren liebt, es sehr gut meint. Es ist wienerisch, daß sie am Ende die Insulte gar nicht merkt, die es für die Wiener Künstler ist. Aber es ist unglücklich, daß es Künstler geben soll, die sich nicht schämen, von Hans zu Hans für sich sechten gehen zu lassen, von fünf Gulden aufwärts, wie abgebrannte Comödianten einer Schmiere. Vorherhand hört man nur, daß Frau Kielmanegg sammelt. Man möchte nun endlich hören, ob es die Künstler nehmen. Ich bin nicht in dem Maße, sie ungebührlich zu schätzen. Aber es gibt doch einige, die ich bewundere und liebe: Tilgner, Straffer, Engelhart, Goltz, Ribarz, Krämer, Venz. Von ihnen fordere ich Antwort. Sie schulden öffentlich eine Erklärung, ob sie wissen und billigen, daß in der Stadt für sie gebettelt wird, von fünf Gulden aufwärts. Man möchte sie doch auch menschlich noch achten dürfen.

H. B.